

„Es wäre dringend notwendig, eine Ausgabe der kirchlich-religiösen Mandate Ferdinand I. herzustellen. Hier sind nur die Mandate in extenso aufgenommen, die sich auf Täufer beziehen, andere sind in Regestform erwähnt, sofern sie irgend einen Bezug auf ketzerische Lehren nehmen. Für nötig wurden befunden die Reichsgesetze, die sich auf Täufer beziehen, besonders das Mandat vom 23. April 1529, wenigstens in einer Anmerkung wiederzugeben (Nr. 126).“

„Eine weitere Arbeit, die gemacht wurde, war die Erstellung des wissenschaftlichen Apparates, der ursprünglich nicht vorgesehen war. Er ist in den Anmerkungen untergebracht. Dem Vorbild der Herausgeber der Elsässer Täuferakten folgend sind Namen von Persönlichkeiten und Ortschaften mit Erklärungen und Schrifttumsnachweisen versehen worden. Dabei wurde auf neuere Literatur besonders Wert gelegt.“

Ein Wort wäre zu sagen zu den Freistädter Stücken (Nr. 10). Sie enthalten Aussagen von sechs Täufern und vor allem ein Traktat, das Verwandtschaft mit einem solchen von Hans Schlaffer aufweist, der seinerseits von Hans Hut abhängig ist. Vgl. G. Mecenseffy, Die Herkunft des oberösterreichischen Täufertums. In: ARG 47, 1956, Seite 252–259.

Dem Bande voran geht eine Aufstellung der Editionsgrundsätze, ein Verzeichnis der Abkürzungen und eine Liste des häufig angeführten Schrifttums. — Am Schluß findet sich ein genaues Aktenverzeichnis, ein Namenregister für Personen und Orte, sowie ein sehr eingehendes Sachregister.

Somit hat uns Frau Mecenseffy einen sehr wichtigen Band der Täuferakten geschenkt, der großen Dank verdient.

*Walter Fellmann*

*Peter Braun:* Denn er wird meinen Fuß aus der Schlinge ziehen. Berlin 1963, Verlag Herbig, 467 Seiten, DM 19.80.

Diese Odyssee, die auf einem halben Tausend Seiten den Lebens- und Leidensweg eines Deutschen aus Rußland erzählt, hat in unserer lesenden Welt viel Beachtung gefunden und konnte mit allen Irrungen und Wirrungen in gewissem Sinne als eine sinnbildliche Darstellung der Geschichte der deutschen Volksgruppe im europäischen Osten verstanden werden. In dieser oft verblüffenden und überraschenden Chronik einer langwierigen Wanderung, die sich mehrfach zu einer Flucht steigert, hat die Problematik deutscher Menschen außerhalb ihres Stammlandes einen ungewöhnlichen Niederschlag gefunden. Eben: die Problematik; das Buch ist nicht und kann auch nicht sein eine Bilanz der zweihundertjährigen Geschichte jener Volksgruppe auf osteuropäischem Boden, gleichsam zu einer tragenden und gültigen Figur verdichtet, da es das eigentliche Problem in seiner ganzen Breite und Tiefe nirgends aufrollt, vielmehr nur die Geschichte einer äußeren und inneren Gefangenschaft zum Inhalt hat.

Der Molotschnaer Peter Braun, der hier seine etwa zwei Jahrzehnte (1930—50) andauernden Fluchterlebnisse erzählt, flieht aus politischen Motiven aus der Sowjetunion nach Persien und kommt auf dem Umweg über Brasilien nach Deutschland, wo er im Zweiten Weltkrieg als Abwehrmann an der Ostfront eingesetzt wird, gerät in sowjetische Gefangenschaft und durchleidet Straflager (Workuta, Sverdlovsk) mit allen Verdächtigungen und Verhören, die den menschlich und psychologisch wesentlichen Teil des Berichtes ausmachen. Er erfährt hierbei alle Anfechtungen und Versuchungen, in die ihn seine Herkunft und sein verzweifelter Wille zu überleben notwendig stürzen. Die ungeheure Zerreißprobe, in die hier ein menschliches Leben gestellt wird, hat dramatische Gewalt, und es ist kaum glaubhaft, wie es dem Verfasser gelingt, dem eigenen Lügen- und Tarnungsgewebe noch einmal zu entkommen. Das Buch schließt mit der Entlassung und Rückkehr in die Bundesrepublik. Dabei ist viel berichtet, manches nur angedeutet und nicht wenig verschwiegen. Das Schicksal erschüttert den Leser umso mehr, als hier eine Unzahl von Fragen aufsteigt und erregen macht; der Verfasser läßt uns damit stehen.

Was uns jedoch Veranlassung geben sollte, das Buch zum Gegenstand einer Rezension zu machen, ist ein bestimmter Beziehungspunkt, der sich inmitten aller Erfahrungen gelegentlich zur Mitte dieser Lebensstory erhebt: der Verfasser beruft sich nicht nur ausdrücklich auf seine mennonitische Abstammung, sondern er zitiert auch mit einigem Nachdruck Menno Simons und das Mennonitentum in einer Weise, die zu überhören so wenig möglich ist, wie sie auch nicht überhört werden darf, wenn anders hier nicht der dritte Typus der Reformation verzerrten Darstellungen der Vergangenheit neue Nahrung geben oder gar an die Karikatur ausgeliefert werden soll.

Die Mennoniten als eine Glaubensgemeinschaft „unterwegs“ haben in ihrer vierhundertjährigen Geschichte bekanntlich da, wo ihnen die Wanderung als Gruppe unmöglich war, von jeher Einzelgänger gehabt, die auf der Suche nach religiöser Freiheit Grenzen und Gewalten überwandten und damit den transitorischen Charakter dieser Gemeinde demonstrierten. Der hier berichtet, unterscheidet sich von jenen kirchenhistorischen Grenzgängern nicht nur durch die Motivierung, sondern auch durch den gesamten Charakter der Flucht und ihres Verlaufs; das politische Abenteuer des einen könnte eine ahnungslose Leserschaft irgendwo nach Beziehungen zum Leidensweg der anderen suchen lassen. Denn der Verfasser besteht ständig und oft genug an ungeeigneter Stelle auf seiner Beziehung zum Mennonitentum und schockiert nicht selten durch eine Fülle „unmennonitischer“ Wendungen in Gedanken, Worten und Verhaltensweisen. Auch wo man die ganze Entsetzlichkeit seiner Situationen, diesen armen, bedrängten und der nackten Gewalt ausgelieferten Menschen in Rechnung setzt und nachempfindet, welcher seelischen Qual er unterworfen wurde, um wenigstens seine Haut zu retten, bleibt genug „mennonitisches Ärgernis“, so daß man sich fragt, wie denn alle diese Denk- und Sprechfehler überhaupt entstanden sein können.

Nicht genug, daß Menno Simons hier zum Mönch (bald zu einem Franziskaner,

bald zu einem Dominikaner) wird; er ersteht inmitten der Wirrsale als eine Art mystischen Glaubensgegenstandes, an den der Verfasser sich bald meditierend, bald büßend wendet. Zuweilen steht dieser Menno bei ihm als ein Mirakel und Talisman da. „Menno Simons, verzeih es mir! Nie bin ich von dir abgefallen, nie. Ich mußte dich verleugnen aber du warst immer . . . in mir“ (S. 322). In welches Zwielficht überhaupt wird das Christentum für den säkularen Leser gerückt: „Herrgott . . . Soll ich aber nicht untergehen, so hilf mir fest bleiben, so hilf mir lügen!“ (S. 270).

Ist die „dogmatische“ Seite des Berichtes befremdlich, so bestürzt die „ethische“ nicht weniger. Auch ohne zu moralisieren stolpert man über das Verhältnis des Verfassers zur Frau; mit welcher Unbeschwertheit wird hier über Ehe und Treue gedacht, dialogisiert und — nicht nur gesprochen. Wer wollte hier Richter eines Verwirrten und Verirrten sein? Wer aber könnte das ohne tiefes Bedauern lesen, wie in diesem Buch Ehebruch zu einer Episode, soldatischer Libertinismus zur Bagatelle gemacht werden und kommißhafte Charakterisierungen der Frau niedergeschrieben sind?

Es scheint, daß der Grund für diese wesentlichen, aber auch eine Menge sprachlicher und stilistischer Fehlleistungen in zwei Umständen zu suchen sind; sie mögen nichts rechtfertigen, vielleicht aber doch manches menschlich verständlicher machen. Der Autor ist der Übermacht seiner Erlebnisse zum Opfer geworden; er hat die Hölle seiner Erfahrungen weder überwunden noch den sicher nötigen Abstand zu seiner Vergangenheit gewinnen können. Wahrlich, dies Konvolut von Schicksalen bedürfte für ihre Darstellung einer langfristigeren Verarbeitung! Aber der Verfasser scheint sich damit geholfen zu haben, daß er seine Arbeit von fremden Händen hat lenken lassen, Händen, denen der europäische Osten und vor allem das Mennonitentum eine ferne Welt bedeuten. Wir meinen, daß dies dem Stil des Buches — abgesehen von manchen historischen Unrichtigkeiten — nicht von Nutzen gewesen ist.

Nun, diese Kritik mag anderen Lesern wenig bedeuten; sie mögen sich an diesem oft grotesken und auch makabren Erlebnisbericht eines Vertreters der Kriegsgeneration auf ihre Weise schadloß halten. Die Mennoniten aber sind hier angesprochen und, gewollt oder nicht, herausgefordert; sie sollten hier „in eigener Sache“ nicht schweigen.

*Johannes Harder*

*C. Henry Smith: Die Geschichte der Mennoniten Europas, Newton, Kansas 1964, 347 Seiten, DM 20.—.*

Vor mir liegt die seit Jahren vorbereitete Übersetzung des ersten Teiles der „Story of the Mennonites“ von C. Henry Smith. Sie wurde von Abraham Esau, dem ehemaligen Direktor der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, während seiner poli-